Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Durch Schmerzen empor [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574906

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Durch Schmerzen empor.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Jakob Boßhart.**

(Fortsetzung).

„Im ersten Gewitter ist ein mächtiger Segen," frohlockte Lene, als sie sich mit der festen Absicht, nicht zu schlafen, an jenem Abend zu Bett legte, und als der Schlaf sie gegen Morgen doch überwältigte, erwachte sie bald wieder an der Angst, es sei alles nur ein Traum und sie trage noch die alten Fesseln. Ihre Beklemmung war so groß, daß sie nun alle Kraft zusammennahm, um den Schlaf niederzukämpfen und sich ein zweites Aufschrecken im Banne der Ungewißheit zu ersparen, und mehr denn einmal kam ihr auch jetzt wieder der Gedanke, von dem sie nicht wußte, war er sündhaft oder verzeihlich: „Daß ich doch unter der Eiche gestorben wäre, so hätte ich nicht mehr um mein Glück zu bangen und zu sorgen!"

Freilich, wäre der Tod wirklich erschienen, sie hätte sich doch wohl gegen ihn gesträubt; denn auf den kommenden Tag würde sie nicht gerne verzichtet haben: es war Kirchweih im Marktflecken Altenau, und man hatte am Abend beschlossen, das Fest zu besuchen. Was sollte der Tag Lene bringen? Es war ihr halb Angst, er möchte schlimm enden, aber stärker als die Angst waren doch die Neugierde und das Glücksgefühl; sie durfte ja jetzt wieder einmal einen Schritt in die Welt thun, der sie bald ganz angehören sollte; sie durfte endlich vor die Menschen als vor ihresgleichen treten, sie durfte tanzen wie alle Mädchen ihres Alters und froh sein und das Herz springen lassen! Wenn die Leute auch noch nicht wissen sollten, daß sie mit Hans verlobt war, so mußten sie doch sehen, daß es wenigstens Einem nicht zu gering war, an der Kirchweih mit ihr zusammenzuspannen.

Als sie am Sonntag gegen Abend thalwärts schritt, fühlte sie den Weg nicht unter den Füßen, sie wandelte in Glück und Traum; nur dann und wann schoß es ihr wie ein Pfeil durch's Herz, Hans könnte sich nicht einfinden, er könnte sich scheuen, mit der Tochter des Gehängten öffentlich zu erscheinen.

Als sie das erste Haus des Marktfleckens erreicht hatte, stand sie still: sie hatte nicht das Herz, in die Gasse einzubiegen, und hoffte, Hans werde ihr entgegenkommen und ihr über das Wagnis weghelfen.

Vom Marktplatz her, wo sich die bedeutsamsten Dinge des Tages abspielten, drang ein unbestimmtes Brausen von Menschenstimmen an ihr Ohr, fast wie wenn ein angeschwollener Bergstrom in seiner Schlucht tost und singt und jauchzt. Aus dem Gebrause heraus schwangen sich die grellen, überhastenden Weisen einer Drehorgel, die den Reiz des Karusselvergnügens erhöhen sollten. Und jetzt trug die Luft auch eine Tanzweise her: im Gewühl des Marktlebens auf- und abtauchende Klänge von Geigen und Klarinetten, sehnsuchterweckend, wie etwas Vornehmes in der lärmenden Gemeinheit. Häufchen Kinder traten aus der Dorfgasse heraus. Mädchen im Sonntagsstaat, roten, blauen oder grünen Röcken und weißen Schürzen; sie führten sich bei der Hand; auf ihren Wangen glühte die Festfreude noch, während um den Mund ein Zug des Entsagens sich schloß; denn sie kehrten heim nach den benachbarten Weilern und Höfen, nachdem ihre ganze Barschaft und damit die Aussicht auf Kirchweihvergnügen in den Taschen der Budenbesitzer und der Karusseldamen verschwunden war. Schwärme von Buben folgten ihnen, lärmend und ungeschliffen; sie neckten und hänselten die Mädchen, weniger aus Bosheit, als aus Lust am Hader und aus Sucht, sich bemerkbar zu machen. Lene beneidete sie um ihre Keckheit und ihr wildes Gebaren und dachte an die Zeit, da sie selber einst als Mädchen Kirchweihfreuden genossen. In der Erinnerung fand sie den Mut, sich in das Festtreiben hineinzuwagen, und sie steuerte dem Marktplatz zu.

Wie sie vor dem Wirtshaus zum „Goldenen Löwen" anlangte, fühlte sie sich unversehens an der Hand gepackt; sie wendete sich um und stand vor „ihm", sie hätte aufjauchzen mögen. Hans nahm sich kaum Zeit, sie zu grüßen, und zog sie, etwas roh, wie ihr schien, in das Haus und die Treppe empor in einen langen und breiten, aber niedrigen Saal, wo viel buntes Volk saß. Lene fühlte, daß sie in ihrem dunkeln Gewand nicht recht zu den hellen Farben passe; sie schämte sich halb und war unzufrieden mit der Mutter, weil sie ihr nicht gestattet hatte, sich den braunen Rock, der ihr seit Jahren müßig im Kasten lag, zurechtzumachen und anzuziehen. Hans ließ ihr indessen keine Zeit, diesen

Waldohreule (Otus vulgaris).

Sumpfohreule. Steinkauz (Athene noctua).

Gedanken nachzuhängen, er führte sie zu einem Tisch, auf dem Wein stand, schenkte ein und hieß sie anstoßen; ihr aber bebte die Hand, so daß sie von dem Wein vergoß. Sie blickte verlegen um sich, ob jemand ihre Ungeschicklichkeit gesehen habe, und meinte, aller Augen seien auf sie gerichtet. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, und sie flehte Hans mit einem Blick, ihr das Mißgeschick nicht übel anzurechnen; er aber an Aehnliches gewöhnt, hatte es gar nicht beachtet, und da eben die Musikanten, die etwas erhöht auf einer Bühne saßen, ihre Instrumente zu bearbeiten begannen, griff er nach ihrer Hand und sagte: „Komm, wir tanzen einen!"

„Ich kann nicht recht tanzen, nur etwa wie es Kinder lernen," flüsterte sie ihm zu und fürchtete schon aus seiner Liebe zu fallen; er lachte ihr ins Gesicht, zog sie nach der Mitte des Saales und sagte wohlgelaunt: „Ich werde dich schon in den Takt lüpfen:

Hoppe, hoppe, hoppe Bein!
Tanzen kann ich nicht allein!"

Wirklich ging es leidlich; Lene hielt sich an Hans fest, schmiegte sich seinen Bewegungen an, und wenn ihr auch die Schritte weder kunst- noch regelrecht gelangen, so wand sie sich doch tapfer in den Armen des Burschen zwischen den wiegenden, hüpfenden, drehenden, trippelnden Paaren durch. Als sie die Gewißheit hatte, daß es zur Not gehe, kam ein großes Glücksgefühl über sie: jetzt that sie ihren ersten Gang in die Welt, nach der gleichen Musik, im gleichen Takt wie die andern, und fiel nicht! Und geriet sie auch ab und zu ins Stocken und in die Enge, so kam sie immer wieder los; sie war also nicht so ungeschickt, wie sie gefürchtet hatte! Wie war sie Hans dankbar, daß er sie so fest hielt, wie bewunderte sie seine Taktfestigkeit, und wenn er im Uebermut auf den Boden stampfte, daß es dröhnte, wie bebte da mit den Brettern auch ihr Herz in der Brust.

Die beiden ließen keinen Tanz unbenutzt abspielen und wurden immer vergnügter zusammen, Lene immer zuversichtlicher und fester im Takt. Auch ihre Eitelkeit sollte nicht leer ausgehen. Einmal, als ein Tanz abgebrochen wurde, führte Hans sie an einen Tisch, hinter dem Sigrists Lisbeth mit ihrem Verlobten saß:

„Das ist auch eine, he!" rief er ihr zu, indem er stolz auf Lene deutete; seine schlauen Augen lachten höhnisch, als er gewahrte, daß Lisbeth verlegen wurde, wohl weil sie sich eingestehen mußte, er habe eine gefunden, die er zeigen dürfe, und habe Grund zum Frohlocken. Lene war wirklich schön an jenem Abend: groß und schlank und stattlich, wie keine im ganzen Saal. Das schmucklose Kleid that ihr nicht weh; denn der Glanz der Freude und das Rot der Erregung lagen auf ihrem Gesicht und leuchteten besser als buntes Gewand; aus den braunen, gutmütigen Augen aber funkelte groß das Glück. Sie wurde verlegen, als Hans so mit ihr prahlte, wußte es ihm aber doch dank — warum hätte sie an diesem Festtag nicht ein wenig eitel sein sollen? — denn sie ahnte nicht, daß sie nur das Werkzeug war, womit ihr Bräutigam seiner Eigenliebe und seinem Rachegelüste einen Gefallen erwiesen.

Ohne Zwischenfall verlief der Rest des Abends. Mitternacht war längst vorüber, als Hans und Lene nach dem Eichhof hinaufstiegen oder schlenderten; denn sie hatten es nicht eilig. Hans redete viel und prahlerisch; das Mädchen dagegen suchte nicht nach Worten, die Brust war ihr so voll, und es tönte so geheimnisvoll und süß darin, daß sie den Zauber nicht mit eitelm Geschwätz brechen wollte. Sie hörte auch kaum auf die Prahlereien ihres Begleiters; sie war froh, daß er neben ihr ging, sie an der Hand führte und diese dann und wann herzhaft drückte; das genügte ihr, verbunden mit dem stärkenden Gefühl, nun vom Fluche der Acht erlöst zu sein.

Durch einen kleinen Unfall, der Hans begegnete, wurde sie aus ihrem Glückstraum geweckt. Bei einem Hause, zum „Rank" benannt, führte der Weg ohne Brücke über ein Wasser, und man war gezwungen, auf einer lockern Reihe von Steinen den Bach zu überschreiten. Lene warnte Hans, er möchte aufpassen, die Steine seien nicht eben breit und dazu schlüpfrig; er aber that groß mit seinen sichern Beinen, guten Schuhen und scharfen Augen, bis er ins Wasser geriet und spritzte und patschte und froh sein mußte,

Sumpfohreule (Brachyotus palustris).

nicht der ganzen Länge nach hinzufallen. — Der Zwischenfall machte beide von Herzen lachen, und erst jetzt kam in Hans der Uebermut rechtschaffen von der Kette, so daß er es närrischer trieb, als die Schuljungen, die Lene von der Kirchweih mit ihren Mädchen hatte heimkehren sehen. Sie, die Ernste, der es all die Zeit feierlicher zu Mute war, als je in der Kirche, begriff ihn nicht ganz, ließ ihn aber gewähren und lachte mit, teils um ihm zu gefallen, teils weil das Glück in ihr hauste.

Als die beiden bei Tagesgrauen auf dem Eichhof anlangten, führte Lene ihren Bräutigam unter den Eichbaum, und dort erneuerten sie im erwachenden Frühlicht den Bund, den das Gewitter geschlossen hatte.

* * *

Vor der Eichbäuerin hielten die beiden einstweilen ihr Verhältnis noch versteckt, und die Heimlichkeit machte die Liebe noch süßer, als sie schon war. Wenn die Mutter Lene Ratschläge erteilte, wie sie sich benehmen, wie sie sitzen und stehen, reden und schweigen, beim Widersprechen nicht eigensinnig, beim Zustimmen nicht unselbständig erscheinen solle, um sich Achtung bei dem ‚fremden Menschen' zu verschaffen, da mußte das Mädchen lächeln. Achtung! das Wort traf die Sache! Und wenn sich die alte Frau gar quälte, Hans möchte Lene nur zum Besten haben, es sitze ihm etwas im Auge, aus dem sie nicht klug werde, er scheine ihr manchmal verschlagen und arglistig wie eine Natter, und wenn sie dann in ihrer Aengstlichkeit nur den einen Trost fand: „Will's der Himmel, so wird es der Herrgott nicht so ungrad mit uns vorhaben!" dann schlich sich Lene jedesmal hinaus in die Küche oder unter den Eichbaum und lachte zuweilen in sich hinein und zuweilen frank aus sich heraus und dachte: „Oh, daß sie wüßte, wie lieb er ist und daß der Himmel uns selber zusammengegeben hat!" und sie bekam Lust, der alten geängstigten Mutter zu sagen, wie sie und Hans zu einander standen; aber er hatte ihr den Mund geschlossen, und das galt ihr nicht minder heilig als ein Bibelwort.

Sumpfohreule (Brachyotus palustris).

Hans habe etwas Seltenes, Arglistiges im Auge! Das begriff sie nicht. Anfangs freilich hatten ihr die grauen Augen unter den weißen Brauen auch nicht gefallen, und der ganze Mensch war ihr eher häßlich als schön erschienen; jetzt aber begriff sie nicht, wie sie früher so blind hatte sein können. Nur etwas wollte ihr nicht an ihm behagen. Acht Tage nach der Kirchweih, als sie einander gegenüber am Tisch saßen, hatte sie gemerkt, wie sich sein Fuß sachte neben den ihrigen schob. Sie zog sich zurück; er schlich wiederum heran, ohne daß über dem Tisch seine Augen oder sein Gesicht dergleichen thaten, gerade, als ob Fuß und Kopf nichts von einander gewußt hätten. Neugierig, was daraus werden sollte, hatte sie sich dann ruhig verhalten und es geschehen lassen, daß er seinen Fuß auf ihre Zehen setzte und bald stärker, bald schwächer drückte, während oben der Gesichtsausdruck immer der nämliche blieb. Erst hatte sie bei dem Spiel das angenehme Gefühl, das uns bei der Berührung mit einem geliebten Wesen überkommt; bald aber regte sich in ihr eine Art Gewissen, das Gewissen, das über der Unschuld wacht, und sie zog ihren Fuß rasch unter dem seinen hervor. Er schien diese Sprache nicht zu verstehen oder als ein Lockspiel anzusehen und wiederholte seine Tastversuche, wenn immer er am Tische ihr gegenüber saß. „Hat man denn die Füße, um sich zu grüßen?" fragte sie sich; „er drücke lieber, wenn er kommt und geht, mit der Hand etwas herzhafter zu! Man grüßt sich mit den Händen oder mit den Lippen, immer aber mit etwas, das weder in Leder noch in Tuch steckt."

Waldkauz (Syrnium aluco).

Schließlich fand sie sich mit dieser Gewohnheit ihres Bräutigams ab. „Vielleicht ist das drunten in Lüttiswyl oder Altenau Brauch; schlimm ist es ja nicht," dachte sie und half sich, indem sie die Füße bei seinen Besuchen sorglich unter den Stuhl zog.

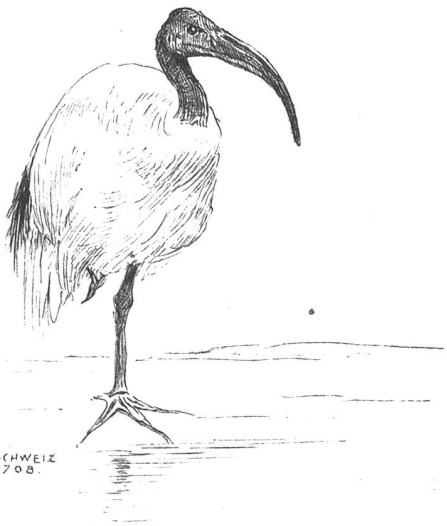
Die Heimlichkeit zwischen Hans und Lene dauerte nicht gar lange. Die Mutter mußte trotz ihrer dicht herabhängenden Augenbrauen etwas gesehen haben und legte sich auf die Lauer. Einst, als die jungen Leute draußen auf der Treppe im Mondlicht standen, öffnete sie geräuschlos die Tennthüre und überraschte das Pärchen in dem Augenblick, als es sich beim Abschiednehmen so unzweckmäßig benahm, daß des einen Arme wie Ringe sich um das andere schlossen. Die Eichvree verstand keinen Spaß, wie eine Katze fauchte sie zwischen die beiden und befahl Hans, wieder in die Stube zu treten, wo sie ihm mit scharfen Worten bedeutete, sie dulde nichts Unrechtes in ihren Pfählen. Hans fürchtete fast, sie möchte über ihn herfahren, und suchte nach beschwichtigenden Worten: er habe nichts Ungerades im Sinn, sie solle doch ihren Zorn zur Ruhe setzen und in Gottes

Namen ihr „Ja“ sprechen; Lene und er hätten es vor vier Wochen schon gethan.

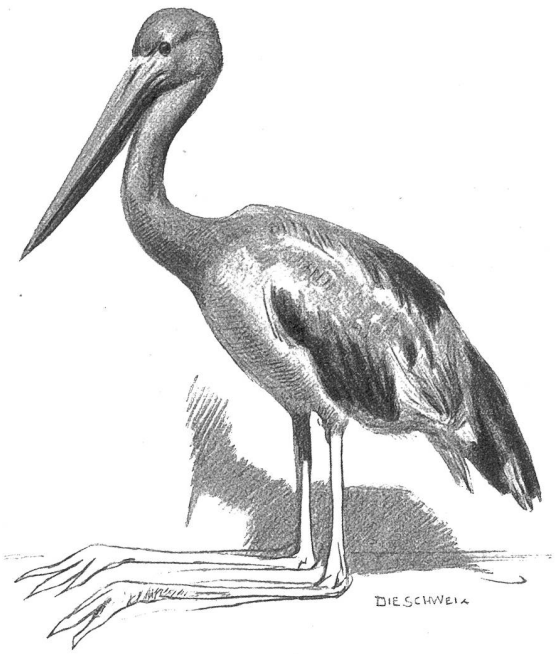
Das Gesicht der Mutter hellte sich auf; die schweren Brauen schnellten wie Tannenzweige, von denen eine Schneelast fällt, in die Höhe, sodaß die Augen sichtbar wurden, zwei arme gute Augen, aus denen oft schon die Thränen geflossen und die nun froh waren, wieder einmal freundlich dreinschauen und lächeln und ein bißchen Glück spiegeln zu können; und als die Eichvree ihr: „So sei's denn in Gottesnamen!“ sprach, ging über ihre Augen ein feuchter Schleier, der freilich so rasch verschwand, als er gekommen war. Auf dem Gesicht der Alten lag jedoch den ganzen Abend ein seltener Glanz und Frieden, und wenn sie ein Wort in das frohe Geplauder der Jungen warf, so schien es leicht auf ihren Lippen zu beben, als zitterte jeder Laut vor Glück oder aus Furcht, das Glück möchte wieder schwinden.

Dieser Abend war der froheste, der seit langen, langen Jahren im Eichhof Einkehr gehalten. Sobald Hans gegangen war, begann die alte Mutter, obschon es sehr spät war, in den Kästen gar eifrig zu wühlen, und als Lene fragte, was sie zusammensuche, gab sie mit lächelndem Mund zur Antwort: „Wir ziehen Morgen wieder einmal farbiges Gewand an, Kind.“ Seit bald sechs Jahren hatten sie den Kummer am Leib getragen und den Gram und die Schmach und die Verachtung! Wieder einmal farbiges Gewand! Endlich wieder einmal farbiges Gewand! „Juchhe!“ Lene stieß einen Jauchzer aus, und Mutter und Tochter sahen sich bei dem Freudenschrei halb erschrocken an, als wäre ein Spuk in dem Kummerhause los.

Ueberglücklich legte sich Lene nieder. Als sie aber am Morgen erwachte, da war über Nacht, sie wußte nicht recht wie es gekommen, ein Tropfen Wermut in das Glück gefallen: das Gefühl, nun habe sie die schönste Zeit ihres Lebens hinter sich. Sie rang die Wehmut nieder und weidete sich an den farbigen Sonntagskleidern, die sie nun tragen durfte. Sie hatte sich erst einmal darin gesehen; acht Tage später mußte sie sie für Jahr und Tag in den Schrank hängen; denn da lag der Vater tot im Haus der Schande. Ohne Hast, fast in feierlicher Stimmung und an Vergangenheit und Gegenwart denkend, änderte sie nun an dem hellen Tuchwerk, was daran zu ändern war; dann zog sie ein Stück nach dem andern an: den braunen Rock, die mattblaue Schürze, das rote Halstuch und musterte sich dabei selbstgefällig in dem handgroßen, halbblinden Wandspiegel. Um dem schwarzen Schattenhut, der in Kummer alt geworden war, ein freundlicheres Aussehen zu geben, holte sie im nahen Getreidefeld Kornblumen und Klatschrosen und steckte sie ins Band. So trug sie die Freude an sich zur Schau, und doch war sie den ganzen Tag und all die folgenden eher unfroh als froh. Hätten sie doch ihre Heimlichkeit besser gehütet!

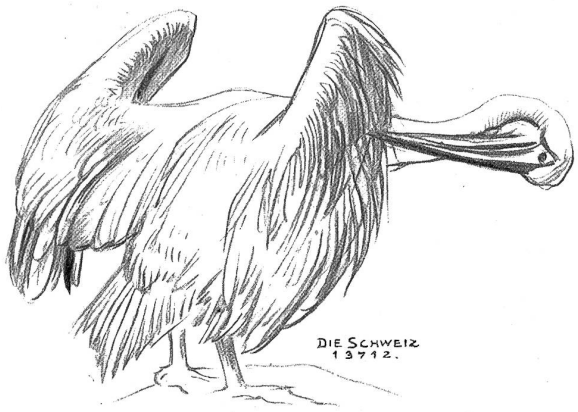


Heiliger Ibis (Ibis aethiopica).



Sattelstorch (Mycteria australis).

Einst, als sie noch ein kleines Kind war, hatte sie mit ihrer Schwester Hermine zusammen draußen in einem Waldesdickicht, durch das kaum Hasen und Eichhörnchen schlüpfen konnten, aus Tannästen eine grüne Laube gebaut, und wenn sie einen Augenblick unbewacht waren, fanden sie den Weg dorthin und verkrochen sich in ihrer „Stiftshütte“. Sie hatten das Wort in der Schule vernommen. Wie war das „heimelig“ in der Waldeinsamkeit! Wie süß klangen die Stimmen der Waldvögel! Das Amsellied in der Ferne, das Drosselied ganz nah, die Stimme des Goldhähnchens in den Wipfeln schienen den Kindern in der Stiftshütte zu gelten, ihnen ganz allein! Dann rauschte es etwa im Laub. War das ein Räuber, der in ihr Heiligtum einbrach? Sie schmiegten sich näher an einander, horchten wie Mäuschen, wagten kaum zu schnaufen und hörten die zauberische Heimlichkeit in ihrer Brust pochen, bis das Rauschen



Pelikan (Pelecanus onocrotalus).

„Was kriecht dort herauf? Seit wann gibt es so hoffärtige Raupen in dieser Jahreszeit?“ brummte die Mutter übelgelaunt; denn alles, was in die Sinne stach, war ihr widerwärtig und ein Greuel.

Lene, die bessere Augen hatte, meinte, es möchte Hermine sein.

„Bist du bei Trost? Ich würde ihr die Fetzen herunterreißen!“

„Es könnte doch Hermine sein!“

Nun sah auch die Mutter schärfer hin und seufzte tief auf, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Nach einer Weile aber vermochte sie ihre Gedanken nicht mehr zu zügeln, und, nach dem Weg hinüberblickend, schalt sie: „Der Fratz wird viel Geld zusammengespart haben, wenn er wie ein Pfauenschwanz einherkommt! Darum hat sie sich seit einem Jahr nicht mehr blicken lassen; sie hat ein schlechtes Gewissen!“

Die Frauen setzten hierauf ihre Arbeit fort und erwarteten, Hermine werde vom Wege abschwenken, um sie auf dem Acker zu begrüßen; jene aber spazierte gemächlich ihres Weges, dem Hofe zu.

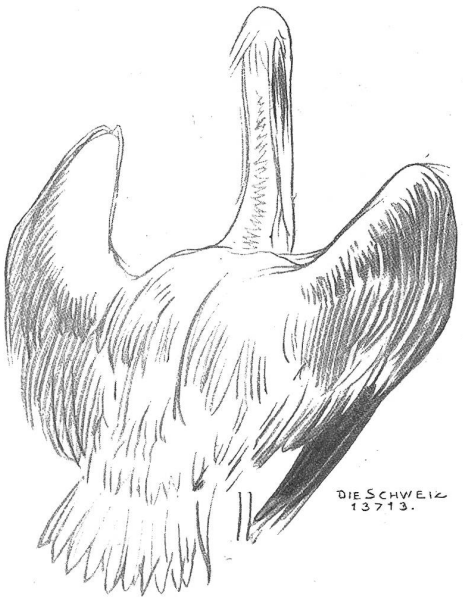
„Das ist ein neues Betragen! So werden wir ihr nachlaufen müssen,“ sagte die Mutter mürrisch und schritt mit Lene nach Hause.

Hermine saß, da die Thüre geschlossen war, auf dem Brunnentrog und fühlte sich erst verpflichtet, sich zu erheben, als Mutter und Schwester dicht vor ihr standen. Früher hatte man ihr bei der Heimkehr immer einen freundlichen Empfang bereitet, und das „Grüß dich Gott!“ und „Sei willkomm!“ waren von Herzen gekommen; jetzt schnitt Herminens Haltung und Miene aller Herzlichkeit den Faden ab. Man begrüßte sich kurz, fast wie Fremde thun. Die Mutter konnte ihr Mißfallen nicht zurückhalten, und noch bevor man in die Stube trat, begann sie zu schelten: „Die Schweine werden Augen machen, wenn sie einen so schönen Rock sehen! Ei, und Handschuhe hast du auch und ein Armband aus Silber oder gar Blei! Da werden wir wohl auch den Kühen solcherlei Zeug anziehen müssen, bevor du sie melkst! Wer hat auf dem Eichhof so etwas erlebt und erfahren!“

Hermine brauste auf wie ein Feuer, in das man Wasser wirft: die Kleider habe sie selber verdient und die Handschuhe und das Armband auch; sie brauche niemand um Erlaubnis zu fragen, sie zu tragen. Ob man denn glaube, sie habe in der Stadt in Packtuch gehen können? Wenn man sie nicht in Ruhe lasse, so wisse sie, gottlob, den Weg nach der Stadt jetzt auswendig. Sie gebärdete sich kratzlustiger als eine Wildkatze; zwar rührte sie sich nicht vom Platze, aber ihr ganzer Leib schien Bewegung und Zorn und Kampflust zu sein. Lene musterte sie, während sie so fauchte. Sie war in den Jahren anders, ganz anders geworden, etwas Fremdes, Feindseliges schaute aus ihrem Gesichte; aber schöner war sie noch als früher, etwas blasser wohl, aber dafür stachen die Augen, die ihr wie Kohlen im Kopfe saßen, nur um so lebhafter hervor. Wie häßlich mußte Lene sich in ihrem Werktagskleide neben ihr ausnehmen. Es kam eine verhohlene Bangigkeit, fast Traurigkeit über sie.

Die Mutter, die in ihrem schweren Leben gelernt hatte, sich in das Unabänderliche rasch zu fügen, ließ den ersten Zornausbruch vorbeigehen und sagte dann: „Komm ins Haus! Wir wollen jetzt zufrieden sein, daß du da bist.“

In der Stube angelangt, riß Hermine zunächst alle Fenster auf; man müsse ja in der Stickluft den Geist aufgeben, stöhnte sie. Und nun kehrte sie das ganze



Pelikan (Pelecanus onocrotalus).

Haus um. Nichts lag oder stand oder hing ihr recht; sie streckte ihre Hände zur Decke empor, als ob sie diese höher hinauf heben müßte; den Boden, der saubet gewaschen, aber, wie es dort zu Lande Brauch ist, mit grobem Sand bestreut war, damit der Schmutz der Schuhe das Holz nicht erreiche, fand sie abscheulich, die Küche und ihre Ausstattung armselig; den Stall nannte sie eine Mistgrube, die Kammer ein Lumpennest, den Brunnen, dessen Röhre etwas klotzig geraten war, einen Galgen, das ganze Haus ein „Hudelhütli". Was man auf den Tisch stellte, beschnüffelte sie, wie eine verwöhnte Katze ein Stück Roggenbrot; wenn sie aß, schien sie zu fürchten, die Zähne fallen ihr bei herzhaftem Zubeißen aus dem Munde, und bei der Arbeit benahm sie sich so zimperlich, als hätte sie ihre ganze Jugend in der Stadt zugebracht.

(Fortsetzung folgt).

Veronika.

Eine Dichtung von **Ernst Zahn.**

(Schluß.)

III. Die Seuche!

In fernen Klüften wimmerte der Föhn.
Tiefschwarzer Wolken düstere Verhänge
Auf Firnen lasteten und Felsenhöh'n.
Dem Volk ward schwül in seinem Thal und enge.
Stockend des Tages Atem ging und heiß,
Und schwer und glühend war der Hauch der Nächte.
Die Lust war lahm, verschlafen war der Fleiß,
Furchtsam wie Diebe schlichen Herr und Knechte.

Geschwätzig nur vom Morgen an die Nacht
Wehklagte da und dort die Totenschelle.
Den Schrei, auf Menschenlippen scheu bewacht,
Gellte das Erz von Kirche und Kapelle,
Den Schrei der Furcht. Er wanderte hinaus,
Klingklang, kurzatmig wie ein Schlag auf Scherben.
Zusammen fuhr das Volk in Gaß' und Haus,
Und immer klang's, tagtäglich: Sterben — Sterben!

In seiner Hütte rastete zu Steg
Erni, der Arzt, auf eine kurze Weile,
Er, der sonst Nacht und Tag auf Gaß' und Weg,
Ein Helfer, schritt in nimmermüder Eile,
Ein Retter, der dem Volk landauf und ab
Gen Siechtum, Tod allein noch Hoffnung gab,
Dem fieberirre Züge sich verklärten,
Wo er erschien, den Hunderte begehrten.

Und Erni saß, die mächtige Gestalt
Gebeugt von seiner Pflichten Ueberlasten.
Der Schlaf schloß ihm die Lider mit Gewalt,
Den er am Werk umsonst gesucht, im Rasten
Zwingend zuletzt in seiner Arme Haft;
Doch ob versagte seines Leibes Kraft,
Im Haupte ruhten nimmer die Gedanken,
Und schlummernd war der Arzt bei seinen Kranken.

An sieben Tage war's, daß unversehn
Die Seuche in die Thäler sich geschlichen,
In sieben Tagen, schweren Schritts entwichen,
War unterm Thalvolk eine Mahd geschehn,
Wie Sturmwind schwanke Halme niederweht;
Hin sanken Kinder, Greise, Männer, Frauen,
Und alle ließ den Arzt der Schlummer schauen,
Die ihm sein Widerpart, der Tod, gemäht.

Und die Verzweifelnden, die Todbereiten,
Die Hoffnungsstarken standen vor ihm auf,
Bunter Gestalten Volk lief wirr zu Hauf
Und ließ der Traum an ihm vorüber gleiten.
Doch aus der Fülle tauchte der Gesichte
Ein Mädchenbild, seit Tagen nicht geschaut,
Er kannte die Gestalt, die schlanke, schlichte,
Das stille Antlitz war ihm wohl vertraut.

„Josepha!" stammelte der Schläfer. Da
Fuhr jäh er auf, aus Traum und Schlaf gerissen:
Von schwerer Faust ein Pochen, hastbeflissen,
An seiner Stube dunkler Thür geschah,
Und zitternd ungeduld'ge Hände nahmen,
Die Klinke meisternd, Gastrecht mit Willkür.
Kreischend schlug an die Wand zurück die Thür,
Und Hans, der Schmiedgeselle, stand im Rahmen.

Schweißfeucht und wirr das graugesträhnte Haar,
Zitternd vor Furcht, all' seiner Mannheit bar,
Trat er herein und hob die Furchenhände,
Wie sie der Bettler hebt nach milder Spende. [Kommt!
Und „Herr!" begann er stammelnd, „folgt mir!
Es mäht und mäht, ein unbarmherziger Schnitter,
Der Tod zu Geschenen. Die Not ist bitter,
Und keine Hilfe, wenn nicht Euere frommt!"

Den Blick, den klugen, klar und ruhig, sah
Auf ihn der Arzt und sprach: „Müßt' ich euch lehren,
Was ihr besitzt? Wo die Veronika
Der Kranken wartet, bin ich zu entbehren!"
Doch der Gesell: „Ihr kennt die Schmiedin nicht!
Die Seuche nennt sie Gottes Strafgericht!
Heißt harten Sinns das Volk, was Gott schickt, tragen
Und will nicht retten, die sein Zorn geschlagen!"

Der Arzt schwieg still. Da sprudelte dem Knecht
Die Rede weiter: „Zu der Schmiede fanden
Arm sie und reich, aus jeglichem Geschlecht
Bettelnd den Weg und warteten und standen,
Gesenkt das Haupt, kein Auge thränenleer;
Die Schmiedin aber ließ sich nicht erbitten.
Da hat es länger, Herr, mich nicht gelitten,
Und das Erbarmen jagte mich hieher!"